

Seelsorge oder Warum die Seele Aufmerksamkeit verdient

Das Wort „Seelsorge“ mag manchmal befremdende Assoziationen wecken, doch lohnt es sich, es näher zu betrachten: was hat es mit dem großen leeren Platz in mir, der sich Seele nennt, auf sich? Und wie lässt sich menschenwürdig mit jeder Seele umgehen? Matthias Sellmann

Zunächst einmal: ich mag den Begriff der „Seelsorge“ wirklich sehr. Natürlich lädt er, zumal als wissenschaftlicher Begriff, alle möglichen Missverständnisse auf sich: er klingt nach Heilsindividualismus („Rette Deine Seele“); er assoziiert Körpervergessenheit (verdient nur die Seele eine Sorge?); er ruft den Abwehrreflex gegen pastorale Übermutterung auf den Plan (um mich Sorge ich mich schon selber); er tendiert zum Klerikalismus alter Schule (an meine Seele lasse ich nur Wasser aus geweihten Gefäßen); er scheint so gar nicht kritisch gegen nichts und niemanden zu sein; und er wirkt etwas behäbig und kann sprachdynamisch nicht gegen neue Anglizismen wie *pastoral care* oder *spiritual empowerment* konkurrieren. Kurz: der Begriff der „Seelsorge“ ruft etwas auf den Plan, was sowohl allgemein wie speziell assoziativ nicht in eine Kultur zu passen scheint, die auf klar umrissene Tätigkeitsprofile setzt (und setzen muss!): auf Handlungseffekt, Ressourcenplanung und Output-Transparenz. „Seelsorge“ – das ist seltsam langsam, seltsam zweckfrei, seltsam freundlich – einfach so. Was ein „Seelsorger“ als Profi eigentlich tut, woran man seinen Output mißt und wozu er nutzt, das ist in den Standards herkömmlicher Berufsprofile wirklich schwer zu sagen. Und wenn wir die-

sem fremden Begriff dann auch noch das in professionssoziologischen Kontexten ganz unpassende Wörtchen „lebendig“ beigesellen – wer würde von „lebendiger Dachdeckerei“ oder „Buchhalterei“ reden? – haben wir endgültig signalisiert, dass es um etwas anderes geht als um eine simple Tätigkeitsbezeichnung. Man sieht: der Begriff hat seine Tücken. Und doch möchte ich, dass wir ihn behalten. Er hält semantisch eine Tür offen (ganz ähnlich wie etwa der Begriff „Anbetung“), die wir in der Pastoraltheologie gerne zuschlagen, wenn wir uns innerhalb der theologischen Disziplinen um eine fachinterne Sondersprache bemühen. Der Begriff behauptet ganz ungeschützt, dass wir als Menschen eine Seele haben, ja, dass wir eine Seele *sind* – und dass diese Seele Aufmerksamkeit, ja: Pflege verdient. Hier hat sich über die Jahrhunderte ein uralter Begriff in die theologische Gegenwart gerettet, der auf eine naiv-trotzige Weise durch die Hintertür vor allem eines

Matthias Sellmann

Dr. theol., seit März 2009 Juniorprofessor für Pastoraltheologie an der Ruhruniversität Bochum; Schwerpunkte: Theorie der modernen Gesellschaft, Christsein in der Popkultur.

reklamiert: dass es einen Gott gibt, der mir begegnen will und dem ich begegnen kann – in meiner Seele nämlich, dem großen leeren Platz in mir.

Lebendige Seelsorge ist die Sorge um die Leere dieses Platzes. Man kann da selber viel dran tun, und insofern hat lebendige Seelsorge nicht sofort etwas mit anderen Menschen oder gar Hauptamtlichen zu tun. Aber viele – ich gehöre dazu – merken irgendwann eine deutliche Grenze: die eigene Seele liegt oft im blinden Fleck der Selbstsorge; andere scheinen besser sehen zu können, wie es ihr geht. Und bestimmte andere verwechseln sie auch nicht so schnell mit der Psyche, den Gefühlen oder den Hormonen. Diese Präzision des Blickes, die zu einer Präzision eines Ratschlages der Selbstsorge heranführt, das ist die überaus wertvolle Dienstleistung von Seelsorgerinnen und Seelsorgern. Es geht hier um beides: um Erfahrung und um Ausbildung. Seelsorge hat viel mit Wissen zu tun, vor allem viel mit systematischer Theologie, viel mit Gesprächskompetenz, viel mit Menschenkenntnis.

MENSCHENWÜRDIG GEGEN VERWAHRLOSUNG

Zwei Beispiele, die das Gemeinte von den Grenzen her illustrieren sollen. Das NOTEL Köln liegt gegenüber vom mondänen Kongresszentrum Maternushaus des Erzbistums Köln, beherbergt aber deutlich andere Gäste. NOTEL steht für „Notschlafstelle & Krankenwohnung für Drogenabhängige“; das Haus wird getragen von der Spiritaner-Stiftung Missionshaus Knechtsteden. Hier können vor allem junge Drogengebraucher, aber auch Therapieabbrecher oder ob-

dachlose Haftentlassene einen drogen- und gewaltfreien Raum für die Nacht finden. Das NOTEL ist weder Therapie noch Beratung, sondern Krisenintervention. Das Hauptziel ist das Verhindern von Verwahrlosung. Hier kann man waschen, Spritzen tauschen, essen, sanitäre Einrichtungen nutzen, erste Hilfe bei Verletzungen beziehen, und – wer es denn will – sprechen. Wer die Hausordnung (v.a. Drogen- und Gewaltverzicht) anerkennt, darf bleiben – ob im Vollrausch oder im Entzug. Morgens werden alle wieder auf die Straße entlassen.

Im NOTEL arbeiten ausgebildete SozialarbeiterInnen bzw. –pädagogInnen. Viele von ihnen beten gemeinsam in einer kleinen Kapelle. Ihre gemeinsame Überzeugung ist die, dass jedes Leben Menschenwürde hat und bekommen sollte. Ganz ausdrücklich geht es ihnen gemäß ihres Konzeptes nicht um Bekehrung, sondern um die Präsenz des Glaubens an einem Ort, an dem das Leben sich an Menschen auskotzt, an dem es stinkt, zuschlägt, ausbeutet und wegsieht.

Meinem Erleben nach wird im NOTEL deswegen für Seelen gesorgt, weil man Körper vor der vollendeten Verelendung bewahrt. Im NOTEL kann nur arbeiten, wer ohne Erfolg arbeiten kann. Gerade damit wird das NOTEL zu einer Proklamation der These, dass Christen in wirklich jedem Menschen einen leeren Platz vermuten, auf dem potenziell etwas passiert, was so nicht vorhersehbar war.

CHANCE DURCH UMSTRUKTURIERUNG

Mein zweites Beispiel: die pastorale Strukturform des Bistums Essen. Wie vielfach berichtet und noch häufiger kritisiert, wurde der pastorale Raum der Ruhrgebietsmetropole vollständig

neu geordnet. Große Pfarreien sind entstanden, manche mit über 40.000 Katholiken. Kirchen und andere Gebäude wurden geschlossen oder umgewidmet, Stellen gestrichen, Privilegien gekürzt, Grenzen neu gezogen. Alles eine enorme Belastung, die zu tiefen Verletzungen und heftigem Protest führte. Hier wurde in großer Klarheit deutlich, dass die Kirche in Deutschland vor einer neuen Epoche steht: vor neuen Sozialformen des Christseins, vor neuen Herausforderungen des Laie-Seins, vor neuen Bewährungen priesterlicher Identität, vor neuen Formen der Gremienpartizipation usw.

Was mir imponiert hat, war der Entscheidungswille der Verantwortlichen. Hier hat man gesehen, dass Seelsorge in Deutschland neue Rahmenbedingungen braucht, die klare Planungssicherheit erlauben und somit zukunftsfest sind. Man hat sowohl den Amtsträgern wie den

Gläubigen im Ruhrgebiet zugetraut, dass ihr Wunsch nach Ehrlichkeit und ihr Glaube stärker ist als das Zerbrechen liebgewonnener religiöser Orte und Routinen. Mit der Bereitschaft hierzu hat die ganze Ortskirche von Essen sich bewahrt vor einer andauernden lähmenden Enttäuschungskaskade, die ein immer nur auf den größten Problemdruck gehorchender, scheinbar weiser Umbau mit sich bringt. Viele werden sagen: gerade durch diese Strukturreform rückt die Kirche doch von den Leuten weg. Ich glaube das Gegenteil: denn Kirche erschöpft sich nicht in Hauptamtlichkeit. Jetzt sind strukturell die Zwischenräume da, in denen wir als nicht-hauptamtliche Christinnen und Christen unsere seelsorgliche Berufung entdecken und ergreifen können. Denn wenn nicht wir – wer dann? ■